



Amy Jasmin
Ritter

DAS LIED *der Segel*



BRUNNEN

*Amy Jasmin
Ritter*

DAS LIED *der Segel*

Amy Jasmin Ritter wurde 1997 geboren, ist Ärztin und lebt in Tübingen. In ihrer Freizeit hat sie schon immer gerne geschrieben und wünscht sich fast ebenso lang, Geschichten erzählen zu dürfen, die berühren und verändern. Und die auch dann noch bewegen, wenn der Buchdeckel schon lange zugeklappt ist.

Die Bibelverse sind nach folgenden Bibelübersetzungen zitiert:

Elberfelder 1905, gemeinfrei

Luther 1912, gemeinfrei

Hoffnung für alle®, Copyright © 1983, 1996, 2002, 2015 by Biblica, Inc.®.

Verwendet mit freundlicher Genehmigung des Herausgebers Fontis.

Bibeltext der Schlachter. Copyright © 2000 Genfer Bibelgesellschaft. Wiedergegeben mit freundlicher Genehmigung. Alle Rechte vorbehalten.

Bibeltext der Neuen Genfer Übersetzung – Neues Testament und Psalmen.

Copyright © 2011 Genfer Bibelgesellschaft. Wiedergegeben mit freundlicher Genehmigung. Alle Rechte vorbehalten.



© 2026 Brunnen Verlag GmbH, Gießen

Brunnen Verlag GmbH

Gottlieb-Daimler-Str. 22, 35398 Gießen

info@brunnen-verlag.de www.brunnen-verlag.de

Die Nutzung von Bild-, Sprach- und Textdaten für sog. KI-Trainings und ähnliche Zwecke ist nur nach vorheriger schriftlicher Genehmigung erlaubt.

Lektorat: Carolin Kotthaus

Umschlagfoto: Abigail Miles / Arcangel Images, AdobeStock
und teilweise KI-generiert

Umschlaggestaltung: Daniela Sprenger

Satz: Brunnen Verlag GmbH

Druck: Finidr, s.r.o., Tschechien

ISBN Buch 978-3-7655-3592-5

ISBN E-Book 978-3-7655-7789-5

*„Wenn du durchs Wasser gehst, so will ich bei dir sein, und wenn durch
Ströme, so sollen sie dich nicht ersäufen. Wenn du durchs Feuer gehst,
sollst du nicht versengt werden, und die Flamme soll dich nicht verbren-
nen. Denn ich bin der HERR, dein Gott!“*

Jesaja 43,2.3a

*Für meine Eltern.
Weil ihr mir beigebracht habt, wie man mutig ist
und die Lebenssegel hisst.
Und dass es Gott ist, der den Wind dazugibt
und uns die Richtung weist.*

Vorwort

Liebe Leserin und lieber Leser,
vor Lily und Jack liegt ein Abenteuer, von dem sie noch nichts ahnen. Ihr wisst schon davon – schließlich haltet ihr ein ganzes Buch in den Händen und ich hoffe, ihr freut euch auf das, was euch und die beiden darin erwarten wird.

In der Geschichte begegnen den beiden einige für manche Leserinnen oder Leser vielleicht herausfordernde Themen. Um an dieser Stelle nicht zu viel zu verraten, könnt ihr auf Seite 365 einsehen, welche genau das sind.

Auch wenn in meinem Roman schwierige Themen vorkommen, möchte ich diese damit keineswegs gutheißen. Ganz im Gegenteil. Ich möchte Mut machen, zu hoffen und zu beten für Beziehungen und eine Welt, in der Friede und Liebe siegen; möchte Mut machen zu kämpfen für diejenigen, die es nicht selbst können.

Und zugleich will ich diese Welt nicht romantisieren. Sondern hinweisen auf den einen, dessen Licht hell scheint. Egal wie hell der Tag oder wie dunkel die Finsternis ist.

Unsere Welt ist schön – und manchmal grausam. Manches Mal ist sie gemalt in den bunten Farben eines Sonnenaufgangs und manches Mal gehüllt in tiefste Nacht.

Doch eines bleibt: „Das Licht scheint in der Finsternis, und die Finsternis hat es nicht erfasst.“



Prolog

Ein Blitz zuckte über den beinahe nachtschwarzen Himmel. Doch es musste schon früher Morgen sein.

Ihr Körper krümmte sich im selben Moment zusammen, in dem der Donner folgte, als hätte die Hölle selbst ihr Maul aufgerissen, um sie und die ganze Erde in sich zu verschlingen. Der Boden unter ihren Füßen neigte sich, knurrte, während die See sich wütend gegen diese höheren Gewalten aufbäumte.

Ein Schrei drang an ihr Ohr, vermischte sich mit dem Toben des Windes.

Ihr eigener Schrei.

Ungehört verklang er in der aufgebrachten Nacht.

Gischt spritzte in ihr Gesicht, vermischte sich mit dem Regen, wurde zu Tränen auf ihren Wangen. Das Salz des Meeres brannte auf ihrer von der Sonne verbrannten Haut.

Gestern war der erste Tag gewesen, an dem sie sie an Deck gelassen hatten, der erste Tag, an dem sie ihr prunkvolles Gefängnis hatte verlassen dürfen.

Und heute war der Tag, an dem sie alle sterben würden.

Ihre eiskalten Finger klammerten sich um das nasse Holz der Reling, als ein Vorbote der noch kommenden Wogen die knarrenden Planken zum Aufstöhnen brachte. Das Meer bäumte sich auf, schien in ihr Gesicht zu lachen angesichts ihres schwachen Griffs am letzten Rest Sicherheit, der ihr noch blieb.

Ein lautes Krachen erklang und Holz splitterte.

Sie drehte sich um, um zu sehen, was geschehen war, doch ihre vor Kälte steifen Finger hielten sie nicht, ihre Füße trugen sie nicht mehr auf dem verräterisch rutschig gewordenen Holz der *Flying Revenge*.

Ihr Körper wand sich, bog sich, ihre Hüfte prallte auf das schwan-kende Deck. Heißer Schmerz schoss durch ihren Körper, weißes Licht

blendete ihre Augen, während ein Krampf alles in ihr zusammenpresste, bis sie nicht mehr atmen konnte.

Warum hatte das Meer sie noch nicht verschlungen, die Wogen sie noch nicht mit sich gerissen? Sie wusste es nicht. Da war nichts mehr in ihr, das sie noch halten konnte. Nichts, das gegen die Gewalten kämpfen konnte.

Angst griff nach ihrem Herzen, schwarz, schwärzer als die Gewitterwolken, die den Tag in Finsternis versenkten. Dunkel erhob es sich, dieses Monster, größer als die beinahe haushohe Woge, die sich vor ihren panisch aufgerissenen Augen auftürmte, um sie alle auszumerzen, als hätte es die *Flying Revenge* und ihre Besatzung nie gegeben.

Gewaltsam würgte die Furcht sie, lähmte sie – diese grausame Herrin, die sie vor sich hertrieb, sie hierher gebracht hatte. Sie selbst jetzt nicht in Frieden ließ.

Plötzlich brüllte eine heisere Stimme in ihr Ohr: „Was tust du hier?“ Eine grobe Hand packte ihren Arm und zerrte sie hinter sich her.

Raues Seil schnitt in ihre Hände und willenlos wie eine Marionette ließ sie sich über den Boden schleifen. Ein weiterer Krampf ergriff sie, zerquetschte sie, brutaler als die tobende See, gefühlloser als die Hand des Mannes, der sie vor einigen Tagen an Bord geführt hatte.

Und doch war seine Hand nun warm in ihrer – war das eine, das sie daran hinderte, von Bord gespült zu werden, als die scheinbar unendlichen Wassermassen das Schiff umherwarfen, als wäre es nicht mehr als ein Staubkorn inmitten eines Sandsturms.

„Einatmen!“, brüllte der Seemann aus voller Kehle in ihr Ohr und dennoch kam seine Stimme kaum gegen das Tosen der Elemente an. Doch unter dem Zorn und der Härte in seinem Blick meinte sie, Sorge ausmachen zu können, und nur deshalb kam sie der Aufforderung nach, obwohl ihr Körper sich gegen den Atemzug zu wehren schien. Ein weiterer Schrei wollte sich seinen Weg über ihre Lippen bahnen, doch sie presste sie zusammen, hielt die Luft an.

Das Schiff neigte sich, knarzte unheilvoll im Sog der nächsten Woge.

Ihr Blick folgte dem sich vor ihnen auftürmenden Wasser, höher,

immer höher. Ihr Herz zog sich panisch zusammen. Es gab keinen Himmel mehr über ihnen, nur noch die nächste Welle.

Ein muskulöser Körper klammerte sich um ihren. Dann brachen die Wassermassen mit voller Gewalt über sie herein.

Und die furchtsame Dunkelheit in ihr gewann immer mehr Macht.



Kapitel 1

Crosby, März 1863

Lily-Anne Woodsley verschränkte die Hände ineinander und vergrub sie in einer ihrer Rockfalten. Ihre Knöchel waren bereits weiß, so krampfhaft klammerte sie sich an sich selbst fest. Sie hoffte, dass niemand ihren angehaltenen Atem oder die Schweißperlen bemerkte, die ihr die Schläfe hinab liefen und sie kitzelten, wo ihre Haare in einen strengen Knoten gerafft waren.

Lilys Blick fiel auf die verkohlten Holzstücke im Kamin. Sie hatte vergessen, das Feuer zu schüren, und nun war es zu kalt. Zumindest wenn es nach den Damen des Dorfes ging, die ihre Umhänge nicht abgelegt hatten. Ihr Vater, Pfarrer Woodsley, hatte ihr einen vorwurfsvollen Blick zugeworfen, als er mit dem Nachmittagsbesuch den Raum betreten hatte.

Doch die Luft benötigte kein Feuer, für Lily schien sie wie von selbst immer stickiger zu werden, immer schwerer. Als rückten die vertäfelten Wände Stück für Stück näher, fühlte sich der Raum mit jeder Sekunde kleiner an, mit jedem Ticken der Uhr enger. Lily schnappte nach Luft.

Sie wusste, es war nicht das Empfangszimmer, das kleiner wurde.

Es war ihr Geheimnis, das jeden ihrer Gedanken füllte, mit jedem Herzschlag darum kämpfte zu entkommen.

Konnte man es ihr nicht ansehen? Es schien immer größer zu werden, den Raum mehr und mehr auszufüllen, bis ihre Schuld es selbst aus der letzten Ecke schrie. Doch die Gemeindefrauen schnatterten aufgeregt weiter, gaben ihrem Vater kaum die Möglichkeit, ein Wort beizutragen, und warfen Lily nur hin und wieder einen kurzen Blick zu.

Warum bemerkte es niemand? Ahnte niemand, was sie versteckte?

Aber es würde nicht mehr allzu lange dauern – dann wäre das, was

sie getan hatte, kein Geheimnis mehr. Es war schon jetzt so viel mehr als das.

Sie wischte die Hände an ihrem Rock ab. Schrak zusammen, als ihre Haushälterin, Mrs Whitaker, mit Tee und Gebäck eintrat. Rasch erhob Lily sich, um sich nützlich zu machen. Ihre Hände zitterten, während sie ihren Pflichten als Gastgeberin nachkam und einschenkte.

Mrs Whitakers kritischer Blick traf sie. *Sie weiß es!*

Beinahe hätte Lily bei dem panischen Gedanken den Kopf über sich selbst geschüttelt. Allmählich wurde sie paranoid. Und zugleich wurde die Wahrscheinlichkeit, dass jemand ihr Geheimnis tatsächlich herausfand, mit jedem Tag höher.

Es war Zeit, dass sie ihren Plan in die Tat umsetzte! Sie hatte über die letzten Wochen ihr Taschengeld gespart und in einem versteckten Behältnis in ihrem Zimmer aufbewahrt. Es würde nicht lange reichen. Überhaupt nicht lange. Aber es war besser als nichts, bis sie eine Arbeitsstelle gefunden hatte.

Angst schnürte ihr die Luft ab beim Gedanken an ihren Plan und sie erntete einen weiteren prüfenden Blick von Mrs Whitaker, als sie nach Atem rang. Für alle anderen im Raum schien sie so unsichtbar zu sein, wie sie es immer gewesen war. Wahrscheinlich würde kaum jemand es bemerken, wenn sie nicht mehr da war.

Doch ... ihr Vater! Ihr Vater würde sie vermissen. Aber der Preis, den er zahlen würde, wenn sie blieb, war so viel höher.

Es blieb ihr keine andere Wahl.

Heute. Heute Nacht musste sie tun, was unausweichlich war.

Sie musste alles hinter sich lassen, was ihr bekannt war.



Jack Brixton war noch immer derselbe Mann. Der Mann, der ohne mit der Wimper zu zucken den Befehl zum Töten gegeben hatte. Nichts war ihm schmerzlicher bewusst als diese Tatsache. Und das gerade einmal zwei Sekunden nachdem ihn irgendetwas aus dem Schlaf gerissen hatte.

Das Quietschen der Türe war so leise, dass er es beinahe verschlafen hätte. Doch das charakteristische Knarren, das eine der Dielen beim zweiten Schritt in das enge Schlafzimmer von sich gab, ließ Jack hellwach die Augen aufschlagen.

Jemand war in seinem Zimmer!

Im nächtlichen Dunkel griff er mit ruhigen Bewegungen nach dem Messer, das unter seinem Kopfkissen ruhte. Durch das leicht geöffnete Fenster drangen kalte Nachtluft und der Geruch des Frühlings herein. Eine einsame, voreilige Amsel stimmte ihr Lied an.

Ein neuer Tag. Aber kein neuer Anfang. Es schien so, als hätte seine Vergangenheit ihn eingeholt.

Lautlos hob Jack den Oberkörper von seinem Nachtlager, während er versuchte, seine Atemzüge weiter tief und gleichmäßig klingen zu lassen. Es fiel ihm nicht schwer. Ein Leben der Gefahr und Gewalt hatte ihn abgehärtet, ließ sein Herz nun kaum schneller schlagen, während seine geschärften Sinne versuchten, die Bedrohung abzuschätzen.

Die letzten Wochen hatten ihn geschwächt. Und noch immer war er viel zu schnell erschöpft. Doch seine *Zeit* lief ab. *Sophias* Zeit lief ab.

Er wollte nicht töten. Nicht noch einmal. Doch er wollte auch nicht sterben. Konnte noch nicht sterben. Ein Paar grünblauer Augen in einem runden Gesicht blitzten vor seinem inneren Auge in der Dunkelheit auf.

Mit einem leichten Kopfschütteln atmete er tief ein. Er konnte es sich nicht leisten, sich von seinen Gedanken ablenken zu lassen. Entschlossen verstärkte er den Griff um das Messer. Sollte es dazu kommen, musste er den Eindringling leise töten, wenn er nicht wollte, dass die ganze Nachbarschaft davon aufwachte. Er wollte dem Pfarrer, der ihn aus reiner Nächstenliebe in sein Haus aufgenommen hatte, keinen unnötigen Ärger machen.

Wobei ein Leichnam das vermutlich ganz von allein tun würde. Er hoffte nur, dass es nicht *sein* Leichnam wäre. Er konnte es sich nicht leisten zu sterben. Seine Tochter Sophia brauchte ihn. Oder zumindest seinen Schutz. Auch wenn das Stechen in seinen Rippen ihn viel zu

lebhaft daran erinnerte, wie einfach die Männer, die ihm aufgelauret hatten, ihn an jenem Tag überwältigen konnten.

Jack schob seinen Körper Stück für Stück aus dem Bett und versuchte dabei, das leise Rascheln der Bettwäsche minimal zu halten.

Die Zimmertür wurde leise wieder geschlossen. Der Eindringling hatte also auch nicht vor, die Nachbarschaft zu wecken. Das war kein gutes Zeichen für ihn. Grimmig biss Jack die Zähne zusammen. Er hatte hier nicht viel, was sich zu holen lohnte. Nur sein Leben. Selbst das Nachthemd, das er am Leib trug, war geliehen, das Messer in seiner Hand der Küche entwendet. Eine unfreiwillige Leihgabe, von der er gehofft hatte, sie in diesem Haus niemals zu brauchen. Und die nun doch notwendig sein könnte, um das Leben seiner Gastgeber zu verteidigen.

Was aus seinem eigenen Messer geworden war, wusste er nicht. Seine Kleidung, die nach dem Überfall auf ihn zerfetzt und blutig gewesen war, hatte irgendjemand entsorgt, wahrscheinlich verbrannt.

Es würde nicht viel Kraft, nicht einmal Finesse benötigen, ihn in seiner jetzigen Verfassung zu überwältigen. Sein geschwächter Körper war langsam. Beim Umhergehen, beim Ankleiden, ja sogar beim Aufstehen. Zu kämpfen hatte er noch nicht ausprobiert. Er atmete leicht belustigt aus. Im Haus eines Geistlichen hatte er nicht damit gerechnet, in einen Kampf ums Überleben verwickelt zu werden. Auch wenn sein Körper hier auf andere Weise darum gekämpft hatte, ihn am Leben zu halten. Und wenn er den Worten des Pfarrers glauben durfte, dann hatte auch seine Seele neues Leben gefunden, als er Gott um Vergebung gebeten hatte – selbst wenn sich dieser jetzige Augenblick viel zu sehr nach seinem alten Leben anfühlte.

Jack erhob sich langsam. Der Holzboden war kalt an seinen nackten Füßen.

Die Bodendiele knarrte ein weiteres Mal. Worauf wartete der Eindringling? Warum blieb er einfach an der Tür stehen?

Jacks Körper begann in dem dünnen Nachthemd allmählich zu zittern und er verstärkte seinen Griff um das Messer. Hasste sich selbst

ein kleines bisschen für die offensichtliche Schwäche seines Körpers. Hasste das leise Rascheln von Stoff über Haut, das die unkontrollierte Bewegung erzeugte. Wie sollte er so einen Angriff abwehren, wenn das Einzige, das ihm einen Vorteil verschaffte, das Überraschungsmoment war?

„Pst.“ Das Flüstern drang fast unhörbar an Jacks Ohr. Nun wusste er genau, wo der Eindringling stand!

Ein Strahl Mondlicht fiel auf den Boden zwischen ihnen. Mit einem leisen Knurren schnellte Jack vor und presste der dunklen Figur das Messer an den Hals. „Keine Bewegung. Oder es wird deine letzte sein.“

„C-Captain Brixton?“

Jack atmete hart aus. Er kannte diese Stimme!

„Ich bin's. Charlie.“ Die Stimme des Matrosen war viel zu laut. Auch wenn es wahrscheinlich egal war; der Haushalt des Pfarrers Woodsley hatte einen festen Schlaf. Niemand hier schlief mit wachen Ohren, geschweige denn einem Messer unter dem Kissen.

„Ich weiß.“

„Darf ich dann b-bitte meinen Hals wiederham? Macht 'nen Mann ganz schön nervös, wo du doch schon 'ne Weile sonst kein' mehr umgebracht hast und die Messer immer so scharf –“

„Warum bist du hier?“, zischte Jack. Aber wenn er darauf gehofft hatte, dass Charlie den unausgesprochenen Hinweis, leiser zu sprechen, verstehen würde, dann hatte er sich getäuscht.

Der Seemann sprach einfach in normaler Lautstärke weiter, nur ein wenig langsamer als normalerweise, als rechnete er damit, dass die Dunkelheit seine Worte schlucken könnte.

„Weil ... Weil du doch wissen wolltest, ob ... Du weißt schon.“

Jack ließ den Mann ruckartig los und ging einige Schritte zurück. Ließ sich auf sein Bett sinken – weil er nun wusste, warum sein Matrose hier war. Nicht etwa, weil die Anspannung seinen geschwächten Körper verließ und seine Knie weich werden ließ.

Er wollte es nicht wissen, aber trotzdem –

„Wie hast du mich gefunden?“